

„Deutsche in der Schweiz – Vom Leben und Arbeiten im Nachbarland“

Textauszüge - Langfassung -

Feste schnufa!, S.18

Sebastian Thormann ist noch nicht lange Assistenzarzt im Luzerner Kantonsspital, als er in den Schockraum gerufen wird. Der Patient ist ein verunglückter Mann aus den Bergen. Er scheint bewusstlos. Der Schwerverletzte atmet nicht mehr. Thormann spricht auf ihn ein. „Sie müssen Luft holen. Tief Luft holen ...“ Keine Regung des Schweizers. Der Arzt wird lauter: „Luft holen, sie müssen atmen!“ aber der Mann reagiert nicht. Erst als Thormann verzweifelt ruft: „Schnufa, feste schnufa“, atmet der Schweizer tief ein. Thormann ist erleichtert. Und angekommen. Neben diesem außergewöhnlichen Erlebnis sind es die positiven Ereignisse, die überwiegen, fragt man Sebastian Thormann nach der Akzeptanz, die ihm von den Schweizer Patienten entgegengebracht wird. Vieles hängt vom eigenen Auftreten ab, ist sich der Dortmunder sicher. „Viele fragen, wenn sie merken, dass man Deutscher ist, ob man auch Schwitzerdütsch versteht.“

Gott hat keine Grenzen gezogen, S. 43

„Wir haben alles in Hamburg gelassen, nur die Katze kam mit. Dadurch entstand eine mentale Distanz zu Deutschland, mit der ich vielleicht ermessen kann, wie man sich dort als Ausländer fühlen würde. Auch in der Schweiz gibt es Ausländerfeindlichkeit, wie in jedem Land. Mir begegnen die meisten Schweizer außerordentlich nett und freundlich. Unsere

Sprache, nun, was sollen wir machen, es ist uns so angeboren. Man kann von der Sprachmelodie nicht auf menschliche Eigenschaften schließen. Schweizer sind auch nicht alle niedlich, nur weil ihre Sprache so klingt. “

Von der Ostsee ins Tessin, S.49

„Aus mir nicht ersichtlichen Gründen gibt es in der Schweiz einfach mehr Zeit. Morgens, auf dem Weg vom Kindergarten zum Büro, überquere ich die Piazza unseres Ortes. In der Bar dort trifft sich immer ein ganzer Pulk von Müttern zu Espresso und Palaver. Oft werde ich gefragt, ob ich nicht mitmachen möchte. Ich habe dazu leider fast nie Zeit (meine ich) und sage dann, dass meine Arbeit gleich anfängt. Total verständnislose Blicke aus 15 Augenpaaren sind die Folge. Der leicht hektische Blick, das gestresste Zucken der Gesichtsmuskeln, der rastlose Gang – das gehört in Deutschland zum erfolgreichen Menschen. Man kann von weitem sehen: ‚Seht her – ich bin gestresst, ergo bin ich erfolgreich!‘ Damit kommt man hier nicht weit!“

Der Schweizer Konjunktiv, S.56

Während ein Verkaufsgespräch an einem Kiosk in Hannover mit den einfachen Sätzen „Ne Bild und zwei Luckys Filter“ - „9 Euro 80“ – „Bitte“ – „Danke“ – „Tschüss“ erledigt wäre, nimmt sich der Schweizer dafür wesentlich mehr Zeit. Und das geht etwa so: „Grüezi“ – „Grüezi, was darf es sein?“ – „Haben Sie den Blick?“ – „Ja, hier bitte!“, kurze Pause, „Darf es sonst noch etwas sein?“ – „Ja, gerne, haben Sie Luckys mit Filter?“ – „Ja, wie viele möchten Sie?“ – „Könnte ich zwei Schachteln haben?“ – „Gerne, hier bitte, sonst noch etwas?“ – „Nein, danke, das wäre alles“ – „Das macht dann 15 Franken“ – „Könnte ich Ihnen einen

50er geben?“ – „Kein Problem, darf es eine Tüte sein?“ – „Sehr freundlich, danke!“ – „Dann noch ein schönes Wochenende!“ – „Danke, Ihnen ebenfalls ein schönes Wochenende!“ – „Danke, auf Wiedersehen!“ – „Auf Wiedersehen!“ Der Schweizer Kunde fällt niemals mit der Tür ins Haus. Nach der Begrüßung gibt er dem Gegenüber zunächst Gelegenheit, den Gruß zu erwidern. Er gibt dem Verkäufer die Chance, zu fragen, was der für ihn tun kann. Dann erkundigt er sich, ob der Zeitungsverkäufer auch tatsächlich die Zeitung hat, die er möchte – selbst wenn sie unübersehbar vor seiner Nase liegt. Und um den Verkäufer keinesfalls zu verwirren, wird jedes Teil seiner Wunschliste einzeln abgearbeitet. Immer schön der Reihe nach. Ist man komplett, wünscht man ihm noch einen schönen Tag, schönen Abend oder schönes Wochenende – natürlich nicht ohne dessen Erwidern abzuwarten, bevor man sich verabschiedet. Und selbst wenn der Kunde seine Zeitung seit Jahren jeden Tag dort kauft, wird dieses Ritual genauso ablaufen. Ob es den beiden wirklich daran gelegen ist, dass der Andere ein schönes Wochenende hat, muss man nicht so ernst nehmen. Darum geht es nicht. Es geht um das Ritual. Das, was hängen bleibt, ist ein freundlicheres Miteinander im Alltag, egal wie verregnet der Dienstagmorgen ist oder ob man mit dem falschen Fuß aufgestanden ist. Man könnte es auch praktizierte Lebensqualität nennen.

Unaufdringliches Nebeneinander, S.59

„Als ich in meine neue Wohnung zog, wollte ich mich bei meinen Nachbarn vorstellen, aber niemand öffnete mir die Tür. Hätte ich das schriftlich machen sollen? Ein Nachbar beschwerte sich nach einer Party schriftlich (via Briefkasten) bei mir, es sei so laut gewesen. Warum hat er nicht an der Tür geklopft?“

Gegenfrage: Wie hat die Lüneburgerin sich auf die Schweizer vorbereitet? „Ich habe unter anderem ‚Die Schweiz für Deutsche‘ und ‚Kulturschock Schweiz‘ gelesen. Das klang alles schon sehr fremd für mich als Norddeutsche. Ich habe dann gedacht: ‚Na, die übertreiben doch, diese Klischees, das kennt man ja‘ – aber vieles davon ist doch nah an der Realität, z. B. das völlig andere Kommunikationsverhalten.“ Katrin Neumann beschreibt, was ihr in der Schweiz fehlt: „Die ungehemmte Art der Berliner oder der Bayern, fremde Leute von der Seite anzuquatschen oder in der Kneipe Freundschaft zu schließen. Die blöden Sprüche der Norddeutschen. Die klaren Ansagen. Die direkte Kommunikation. Das hemmungslose Ausbreiten seines Privatlebens am Handy in einer vollbesetzten Berliner U-Bahn und die Kommentare der Mitreisenden“, sagt sie lachend. So mancher Andere würde die Schweiz für diese Defizite lieben!

Mittendrin mit Blick von Außen, S. 66

Heute arbeitet Anne-Carolin Hopmann als Pfarrerin der evangelisch-reformierten Landeskirche Zürich. Auf der Kanzel spricht sie Hochdeutsch. Wie begegnen ihr die Gemeindemitglieder? „Der Ruf, dass ich endlich Mundart sprechen solle, hält sich mit der Aufmunterung, mein Hochdeutsch beizubehalten, die Waage. Durch mein Amt komme ich mit vielen Schweizern sehr einfach in Kontakt. In den zurückliegenden Jahren wurde ich im Amt erst dreimal wegen meiner Nationalität abgewiesen. Aber auch als Pfarrerin merke ich: Ironie kommt meist schlecht an. Die forsche Art, die in der eigenen Persönlichkeit liegt, und die Geschwindigkeit im Reden, Denken und Handeln stößt immer wieder auf Befremden bis hin zu Äußerungen ‚Ihr Deutschen seid einfach zu schnell‘. Sehr häufig und manchmal vorwurfsvoll wird ein

Minderwertigkeitsgefühl formuliert: ‚Wir Schweizer können halt nicht so schön reden.‘ Im Gegenzug wird aber auch betont, wie sehr ein klares und gepflegtes Hochdeutsch geschätzt wird. Dieses Thema begleitet mich in meinem ‚sprechenden‘ Beruf, seit ich in der Schweiz bin. Jedoch: Die positive Zuwendung überwiegt bei Weitem.

Gar nicht einfach, S.68

Weder durch die Schulpflege noch über meinen Arbeitgeber wusste ich, dass ‚Ganztageschule‘ in Zürich bedeutet, dass zwei Nachmittage pro Woche schulfrei sind, dass der Unterricht an den verbleibenden drei Nachmittagen bereits um 15:25 Uhr endet und dass die Mitteilung ‚schwierig‘ so viel wie ‚unmöglich‘ bedeutet. Dazu kommt nicht nur, dass die allgemeine Betreuungssituation in der Schweiz genauso katastrophal ist, wie in Deutschland sondern vor allem auch, dass die Schweizer Mami scheinbar zu Hause bei ihren Kindern ist und nicht arbeitet. Schon gar nicht in Vollzeit. Alleinerziehende haben in der Schweiz keine Lobby. Gleichstellungsbeauftragte oder dergleichen? Fehlanzeige. Frauenfragen gibt es nicht in der Schweiz. Daher können sie auch gar nicht diskutiert werden.“

Mögen Schweizer uns nicht?, S.82

„Das mit der ‚Anti-Deutsch-Stimmung‘ in der Schweiz bekomme ich nur durch die Medien mit. Und wenn dann in der nächsten Wintersportsaison die reichen Deutschen in Zermatt ausbleiben, kriegen wieder alle, die trotzdem kommen, einen Riegel Toblerone geschenkt. Ich bin da ganz gelassen, denn auch hier wird nichts so heiß gegessen. In zwei Monaten ist das alles vergessen und der ‚Blick‘ schreibt wieder über UFOs.“

Deutsche mit Nazi-Hemden, S.92

„Lustig war ein Schweizer Radiomoderator während des Viertelfinalspiels Portugal–Deutschland. Der moderierte in etwa so: ‚Ja, meine Damen und Herren, es sind bereits tausende Deutsche mit ihren Nazi-Hemden über die Grenze zu uns nach Basel gekommen ...‘ – Da hat man sich erstmal erschrocken!“ Was sich zunächst anhört wie der Einmarsch von Deutschen in Braunen Hemden, ist jedoch ganz harmlos: Die Schweizer nennen ihre Nationalmannschaft gern auch ihre „Nazi“. Eine simple Abkürzung und praktisch für den Schlachtruf „Schwiizer Nazi olé, olé“, wobei das komplette Wort Nationalmannschaft da eher die Gesangsmelodie verfärben würde. So haben also auch „tausend Deutsche mit ihren Nazi-Hemden“ nichts mit dem braunen Herrn aus Österreich zu tun, sondern schlicht mit Fußball.

Schneller und Flexibler, S. 154

„Vor allem die sehr hohen Ansprüche hier haben mich weitergebracht. Unter der Kuschelpädagogik der Schulen in Deutschland hatte ich bis dahin eher gelitten. Das Niveau der ETH zeigt sich auch in der Studiendauer. Als ich anfang, waren es in Deutschland im Durchschnitt 14 Semester bis zum Diplom in Chemie. An der ETH schafft man es in neun Semestern.“ Für Lehmann bedeutete das konkret, dass er in einem Alter, in dem die meisten Deutschen ihr Studium erst abließen, bereits zwei Masterabschlüsse samt Berufserfahrung vorweisen konnte. Er ist in der Schweiz geblieben. Nach den Gründen gefragt, sprudelt es aus ihm heraus: „In Deutschland hätte ich als Chemiker ohne Promotion gar keine Chance. Hier ist es einfacher und unbürokratischer. Man schaut mehr auf das Profil des Kandidaten, nicht so sehr auf Abschlüsse.“ Der Weg zum

Studium in die Schweiz ist für ihn, wie es scheint, zum One-Way-Ticket geworden. „Eine Rückkehr nach Deutschland, das wäre, als wenn ein Republikflüchtling freiwillig wieder in die DDR zurückgekehrt wäre. Außerdem ist meine Partnerin Juristin. Sie hätte in Deutschland wenige Möglichkeiten.“ Auch mit der deutschen Bundeswehr musste er sich nicht mehr rumärgern. „Ich bin Fahnenflüchtling“, schmunzelt Lehmann. Der Grund? „Die ETH war mit der Studienbestätigung eben schneller als die Bundeswehr mit dem Einberufungsbescheid!“

Vrschdon Sia mi?, S.160

Was dann geschah, beschreibt Maier heute als Sinnkrise. Er begleitete seine Frau, Deutsche Lehrerin in der Schweiz, während eines Ausflugs der Schulbehörde. „Diese Veranstaltung verlangte mir eine mehrstündige Dauerleistung an Konzentration ab. Ich traf auf 24 Menschen, von denen ich zwanzig nie vorher gesehen hatte und denen ich wohl auch künftig kaum mehr begegnen würde, und musste jeden mit Handschlag begrüßen. Schon beim dritten Handschlag, spürte ich Panik, weil ich mit Sicherheit keinen der Vornamen mehr den Händen zuordnen konnte, wenn die letzte Hand geschüttelt war. Und ich wusste, in Kürze würde ich alle Vornamen wieder brauchen, wenn ich beim Apéro vor dem ersten Schluck mit jedem anstoßen und dabei pflichtgemäß ‚Prost Reto, Prost Karin, Prost Beat, Prost ...‘ sagen musste. Die Schweizer können das. Die kennen sich alle mit Vornamen. Ich würde das nie können und würde deshalb immer nur höflich behandelt werden. Das war für mich die erste unüberwindbare Grenze, die den Schweizer vom Nichtschweizer auf Lebzeiten trennt“, beschreibt der gestandene Schulleiter seine Erfahrung.

Einstimmig für die Schweiz, S.91

Mein Aha-Erlebnis bezüglich des Schweizer Way-of-Live war das Einkaufen im Supermarkt: Als Deutscher ist man gewohnt, hier ziemlich hektisch vorzugehen. Alles schnell aufs Band, dann schnell den Einkaufswagen wieder füllen, parallel dazu bezahlen und nichts wie aus dem Weg. In der Schweiz geht das viel ruhiger zu, egal wie lang die Schlange an der Kasse ist. Gemütlich aufs Band, dann in Ruhe einpacken, ein Plausch mit der Kassiererin und dann zahlen. Sehr entspannt. Das hat mich Deutschen zu Beginn richtig rasend gemacht. Heute stört mich dagegen die Hektik in Deutschland. Autofahren ist purer Stress und Einkaufen macht mir dort überhaupt keinen Spaß mehr.“

Schweizer werden?, S. 193

„Ich liebe die Schweiz und das System. Auch Deutschland hat seine schönen Seiten, aber die politische Entwicklung macht mir Sorgen. Der Bürger wird von einem immer größeren Staatsapparat kontrolliert, überwacht und ausgepresst. In der Schweiz hat der Bürger das letzte Wort und kann unter Umständen sogar eine Gesetzesänderung veranlassen. Das System ist hier ausgewogener. Nicht nur Firmen, sondern auch die Gemeinden und Kantone unterliegen einem gesunden Wettbewerb. Ein Leben in Deutschland ist für mich mittlerweile unvorstellbar. Ich käme mir politisch bevormundet, wirtschaftlich ausgebeutet und vom Staat kontrolliert vor.“

Mögen Schweizer uns nicht?, S.83

„Eine kleine Anekdote, die ich auch sehr gerne in einer Runde von Schweizern zum Besten gebe: 2006 lud meine Firma zu einer Partnerveranstaltung ein. Nach dem Vortrag eröffneten wir das Buffet und danach schauten wir über TV das Spiel Schweiz

vs. Brasilien an. Aus diesem Anlass trugen wir T-Shirts, die wie Fußballtrikots aussahen. Auf dem Rücken den Namen Schweiz und die Nummer 1. Natürlich habe auch ich mir ein solches T-Shirt angelegt und war rein äußerlich nicht direkt als Deutscher zu erkennen. Am Buffet stieß dann ein Handelspartner zu mir, der mich wohl noch nicht kannte. Als er neben mir stand, sagte er wichtig: ‚Muasch di beile, bfor die Dütsche chomme‘ (Beil dich, bevor die Deutschen kommen). Ich sah ihn erstaunt an und antwortete: ‚Dann gib mal Gas, ich bin schon da.‘“

Auf <http://presse.schweizbuch.de> haben wir weitere Pressematerialien für Sie hinterlegt:

- Bestellmöglichkeit Rezensionsexemplar
- exklusive Leseproben
- Bildmaterial aus dem Buch
- Weitere Informationen zu den Themen Deutsche in der Schweiz, Steuersünder-CD, SVP-Kampagnen,
- Medienberichte

Pressekontakt:

Jörn Lacour

presse@schweizbuch.de

<http://presse.schweizbuch.de>

Buchdaten: Jörn Lacour / Deutsche in der Schweiz – Vom Leben und Arbeiten im Nachbarland – Geschichten und Tipps, ISBN-10: 3938470321, 202 S. farbig mit Abbildungen, Lektora Verlag Paderborn, 22,90 €

Erhältlich im Buchhandel

Leseproben exklusiv auf www.schweizbuch.de